

Der Übersetzer



Herausgegeben vom Verband deutschsprachiger Übersetzer
literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V. und der
Bundessparte Übersetzer des VS in der IG Medien

Straelen
Juli/August 1990
24. Jahrgang, Nr. 7/8

Renate Birkenhauer

Überreich doch kaum genutzt

Die Wörterbücher von Daniel Sanders sind heute nur noch ein Geheimtip

Das war nicht immer so. Zu Lebzeiten galt der Privatgelehrte Daniel Sanders (1819 – 1897) als außerordentlich erfolgreicher Lexikograph. Fast alle seiner – bewußt populären – Wörterbücher wurden mehrmals aufgelegt, einige bis in dieses Jahrhundert hinein. Heute sind seine beiden Hauptwerke „Deutscher Sprachschatz“ und das „Wörterbuch der deutschen Sprache“ als Reprints wieder erhältlich. An sie soll in dieser Ausgabe des ÜBERSETZERS nachdrücklich erinnert werden.

Daniel Sanders: Deutscher Sprachschatz – geordnet nach Begriffen zur leichten Auffindung und Auswahl des passenden Ausdrucks; ein stilistisches Hilfsbuch für jeden Deutsch Schreibenden. Nachdruck der Ausgabe Hamburg 1873 – 1877. Band 1: Systematischer Teil mit einer ausführlichen Einleitung und Bibliographie von Peter Kühn; Band 2: Alphabetischer Teil. Tübingen (Max Niemeyer Verlag) 1985. Kart. mit Fadenheftung 458,-

Dieser „Sprachschatz“ ist das erste nicht alphabetisch, sondern begrifflich geordnete Wörterbuch in Deutschland – ein sogenannter Synonymthesaurus: Hier stehen unter dem Dach eines jeweiligen Oberbegriffs bedeutungsähnliche Ausdrücke zusammen, ohne daß eine Bedeutungsbeschreibung gegeben wird. Der Gebrauchswert eines solchen Wörterbuchs hängt daher wesentlich vom Ordnungsgeschick des Lexikographen ab.

Das formale Vorbild war der 1852 erschienene „Thesaurus of English Words and Phrases“ von Peter Mark Roget, dessen Grobklassifizierung Sanders (mit einer Änderung) auch übernahm. An Materialfülle und lexikalischer Feinabstimmung aber hat der „Sprachschatz“ den „Thesaurus“ weit übertroffen. Und in dieser Hinsicht überragt er bis heute auch die anderen Roget-Nachfolger, z. B. den Dornseiff („Der deutsche Wortschatz nach Sachgruppen“) oder den Wehrle/Eggers („Deutscher Wortschatz“). Merkwürdigerweise jedoch wartet der „Sprachschatz“ von Sanders immer noch darauf, entdeckt zu werden. Anders als die meisten Sanders'schen Wörterbücher wurde dieses nicht nachgedruckt und ist erst seit fünf Jahren überhaupt wieder greifbar – dank der Initiative von Niemeyer und wohl auch von Peter Kühn, der schon in früheren Aufsätzen auf die enormen Vorzüge dieses Wörterbuchs aufmerksam machte.

Greifbar ist er nun – aber wirklich auch präsent? Selbst der Niemeyer Verlag traut dem Buch offenbar nur eine historische Bedeutung zu, als „unschätzbare Zeitdenkmal für den Sprachstand des 19. Jahrhunderts“, wie Kühn schreibt. Er richtet sein Angebot allein an die gelehrte Welt, an Seminare und Bibliotheken. Entsprechend klein ist die Auflage und entsprechend hoch der Preis. Ironie des Schicksals – denn Sanders, der Praktiker, hat gerade für die praktischen Bedürfnisse eines breiteren gebildeten Publikums geschrieben. (Die germanistische Wissenschaft hat sich nie von ihm bedienen lassen.)

Auch den „Sprachschatz“ hatte Sanders für den Praktiker zusammengetragen und angeordnet, und zwar mit einer Sensibilität für die Sprache, die heute noch jeder, der von Berufs wegen schreibt, zu schätzen wüßte. Das Werk bietet aus heutiger Sicht – und im Vergleich mit den beiden genannten heutigen Wortschätzen –

drei Vorzüge; aber auch zwei Schwierigkeiten, mit denen man sich wohl arrangieren muß, wenn man auf seinen gewaltigen Reichtum Wert legt:

1. Reichhaltige Information.

Als Sanders die Arbeit am „Sprachschatz“ begann, konnte er bereits auf reich gefüllte Zettelkästen zurückgreifen; aber auch schon auf ein semantisch durchstrukturiertes Material: sein dreibändiges „Wörterbuch der deutschen Sprache“, war zwischen 1859 und 1856 erschienen. Weder Dornseiff noch Wehrle (und später Eggers) befanden sich in einer vergleichbar günstigen Situation.

Welche Arbeitserleichterung und gleichzeitige Gewähr für die Vollständigkeit des Thesaurus dieses Wörterbuch bedeutet, läßt sich ermessen, wenn man einmal verfolgt, wie sich die Information aus dem Wörterbuchartikel auf die Verästelungen des Thesaurus verteilt (ohne zu behaupten, daß Sanders selbst so vorgegangen ist); z. B. beim Artikel „Ameise“:

„in Ameisenhaufen“ vgl. Artikel Nr. 485: *Das Thun, Handeln, Schaffen, Wirken, Arbeit, lebhaftige Thätigkeit*
„Bau der Kolonie“ Abschnitt c) *Arbeits-Lokal:*

„Ort für thierische Arbeiten: Bienenstock; Ameisen-Haufen, -Kolonie; Biber-Bau, -Burg“

„Bezeichnung des Kleinen“,

vgl. Artikel Nr. 32: *Kleinheit*
Abschnitt c) *Zwerg; Knirps;... „Maus; Kolibri; Zaunkönig; Ameise, Emse, Imse; Milbe...“*

„Emsigen“,

vgl. wieder Artikel Nr. 485:
Abschnitt d) *Arbeitender: fleißige, emsige Personen, Wesen: „geschäftige Martha; Biene; Imme; Ameise; Emse; Imse; Arbeits-Biene, -Ameise“*

„in großer Masse“

vgl. Artikel Nr. 447: *Genüge, Fülle, Überfluß*
Abschnitt c) *genug, zur Genüge, mehr als genug...*

(von etw.) „voll, dick voll etc. sein, sitzen, stehn, liegen, hängen etc.; schwärmen; wimmeln (wie ein Ameisenhaufen);...“

„Wimmelnden“

und vgl. Artikel Nr. 54: *Unordnung*
Abschnitt d) *Etwas, worin Unordnung herrscht:*

„... Völkerbabel, -Gewimmel; Gewühl; Ameisen-Gewimmel, -Gewühl; Menschen-;...“

2. Leichtes Auffinden der gewünschten Information.

Damit sich der Benutzer in die „künstlich complicirte Art, die schliesslich in jedem systematischen Aufbau liegt“ nicht erst mühsam hineindenken muß, schlägt er sein Wort zuerst in dem über 1000 Seiten starken Registerband nach. Mehrdeutige Wörter sind dort meist aufs sorgfältigste in ihre Bedeutungsaspekte zerlegt, so daß er sehr gezielt die richtige Stellenangabe aufsuchen kann; sie besteht aus der Nummer des Artikels und einem Kleinbuchstaben. Das Register ist also selbst schon wieder so etwas wie ein semantisches Wörterbuch-Gerüst. (Gleiches gilt übrigens vom Wehrle/Eggers, aber nicht vom Dornseiff, der noch nicht einmal alle Wörter im Register aufführt.) Leider gibt es zwischendurch auch unaufgeschlüsselte Stichwörter. Das ist bei der Materialfülle zwar verständlich, aber eben doch aufhaltsam und ärgerlich.

In dem ebenfalls über 1000 Seiten starken Systematischen Teil sind die 688 Artikel – Sanders nennt sie „Begriffsfächer“ – überwiegend kontrastiv angelegt und zweiseitig nebeneinander gesetzt; dadurch gewinnt der einzelne Artikel an Schärfe und Kontur. Äußerlich sind alle Begriffsfächer nach dem Schema der Hauptwortarten in drei große Abschnitte eingeteilt: in substantivische, verbale und adjektivische bzw. adverbiale Ausdrücke.

Innerhalb der drei Abschnitte wird dann in Absätze untergliedert, die Kleinbuchstaben tragen. Hier richtet sich das Gliederungsprinzip ganz nach der Eigenart des Wortmaterials. Das gemeinsame Kriterium einer Wortgruppe geht entweder aus einer kleinen Überschrift hervor, z. B. im Artikel Nr. 137. *Wohn-, Aufenthalts-, Versammlungsort: e) öffentliche Gebäude; h) Räume in Gebäuden; k) enge, schlechte Wohn-, Aufenthaltsräume;* oder die ersten Wörter sind gleich so eindeutig gewählt, z. B. *f) Landhaus; Lusthaus; Gartenhaus...*, *g) Wirtshaus; Gasthaus...*, daß man schnell erkennt, ob der Absatz das Gesuchte enthalten wird oder ob man ihn überspringen kann.

Noch eindrucksvoller als bei Sachartikeln zeigt sich bei philosophisch-psychologischen Begriffen, wie scharf und zugleich anschaulich Sanders die einzelnen Wortfelder modelliert. Im Feld Nr. 377. *Unwahrheit; Unaufrichtigkeit; Falschheit; Lug; Trug* unterscheidet er z. B. zwischen *Nichtwahrheit; Unwahrheit; und Nichtwahrheit; Dichtung; zwischen Jemand, der träumt, Illusion bewirkt oder bewirken will und Jemand, der schädlich täuscht* usw.

Von jeder Gruppe führen außerdem Verweise in andere Begriffsfächer und eröffnen schlagartig neue Perspektiven. Die eben angeführte Gruppe 377 b) *Unwahrheit; Dichtung* gehört z. B. nur am Rande zum Oberbegriff *Unwahrheit*. Folgt man dem Verweis auf die Begriffe 367 und 414, erkennt man sofort, daß ihr eigentlicher Schwerpunkt im Begriffsfach *Einbildung, Phantasie* bzw. *Schöne Litteratur* liegt. Dort wiederum erhalten die infragekommenden Ausdrücke den Verweis auf das Begriffsfach 377 b). So kann ein geschickter Benutzer aus diesem engmaschigen Netz von Haupt- und Nebenbedeutungen mehr Anregung und ein Vielfaches der Information herkömmlicher erklärender Wörterbücher gewinnen.

3. Die Feingliederung.

Wo es nicht mehr um Synonyme, sondern – im zweiten Schritt – um den genauen Bedeutungsumfang eines Ausdrucks geht, den man aus dem reichhaltigen Angebot vielleicht gern benutzen würde, fällt das Fehlen einer Worterklärung am ehesten auf. Aber diesen Mangel kompensiert Sanders nun gerade durch die oftmals nicht nur logische, sondern eben auch psycho-logische und suggestive Reihung von Ausdrücken innerhalb einer Gruppe. Er wählt z. B. sehr gezielt die Bestimmungswörter der Komposita aus und deutet so die Richtung an, in der sich eine Bedeutung entwickelt oder verschiebt; z. B. im Artikel 382. *Nachricht; Kunde; Neuigkeit; Zeitung* die Folge „... Todes-, Schreckens-, Unglücks-, Hiobs- Post-, Botschaft, -Kunde... Neuigkeit“. (Als ich zum erstenmal diese Stelle las, schoß mir prompt eine Redensart durch den Kopf, die dort gar nicht steht: „die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer.“) Ab dem Wort „Neuigkeit“ zieht er dann ein anderes Register; den neuen Kontext deutet er jetzt mit zwei Adjektiven an: „neueste, brühwarm aufgetischte Neuigkeit“ und man weiß sofort Bescheid: jetzt geht es weiter mit „Stadtgespräch... der Leute Gemunkel... Geschrei; Gerücht“. Mit dem Wort „Kaffeeklatsch“ beginnt dann etwas später eine harmlose Variation dieses Themas: „Schwatz... Schnack... Gewäsch... Altweiber-Gewäsch“. Undsowweiter. Man könnte stundenlang fortfahren zu ziffern.

Gewisse Schwierigkeiten bietet die Lektüre dem heutigen Leser dennoch. Sie haben ihren Grund vor allem in der ungeheuren Materialfülle. So sind die Spalten der parallel gedruckten Artikel naturgemäß oft unterschiedlich lang. Im Artikel *Scharfsinn; Klugheit* z. B. gehen die Absätze nur bis f); der Gegenbegriff *Dummheit* zieht sich eine Seite weiter hin bis i). Wenn ein Begriff kein Antonym mehr hat, wird sein Text natürlich auf die ganze Seitenbreite gezogen. Da verliert man beim Seitenwechsel schon mal die Orientierung.

Man könnte auch einwenden, daß der heutige Leser den größten Teil des Fremdwortschatzes, der damals zur gebildeten Konversation gehörte, überlesen muß; der ist oft geradezu unverständlich. Man muß auch manche Zitate überlesen. Ähnliches gilt für den technischen Wortschatz, der einst die Stärke und Modernität des „Sprachschatz“ ausgemacht hat; er ist uns unbekannt und erklärt sich auch nicht immer eindeutig aus seiner Umgebung. Gut, über das Zeitgebundene muß man – wie über die veraltete Orthographie – hinweglesen. Aber gerade ein Übersetzer wird dankbar sein, daß diese Wörter hier noch in ihrem Kontext erhalten sind – wo kann er sie denn sonst finden? Der Einwand, daß der „Sprachschatz“ generell veraltet sei, sticht dagegen nicht. Er ist z. B. reich an Redensarten (meist unter den Verben eingeordnet), die wir heute noch brauchen oder aufs neue verwenden können, weil sie immernoch verständlich und so herrlich drastisch sind: „jm. Wind vormachen“, „jn. bewindmüllern“, „jn. blau machen“, „jn. blau anlaufen lassen“; „lügen, daß die Schwarte kracht“, „... daß die Heide wackelt“. Oder: „keinen Docht in der Lampe haben“ für „kein großes Licht sein“; „Bücher-Krebse“ für Remittenden.

„Bangbüxe“ sagt man heute noch im Ruhrgebiet zu einem Angsthasen; aber da gibt’s auch noch die „Bebehose“. Die Waschmittelwerbung könnte sich mit „riesel-“ oder „hagelweiß“ auch mal was neues einfallen lassen, und erst recht mit „schnee-hagelweiß“ oder „schneeblührieselweiß“. Und unser „kohlpechra-benschwarz“ ließe sich noch zu „rappel-“ oder „rippelschwarz“ und erst recht zu „kohlrippelrappelschwarz“ und „pechra-benhö-lenschwarz“ steigern. Der „Sprachschatz“ – veraltet? Ein Denkmal?

Sein Preis schreckt ab, gewiß. Aber man kriegt auch eine Menge dafür: äußerlich betrachtet insgesamt über fünf Pfund Papier, 2.136 Seiten, meist zweiseitig in einer 7 Punkt Schrift gedruckt. Tatsächlich aber ein Vielfaches an Information durch die interne Anordnung und das dichtgeknüpfte Netz von Verweisen. Fadenheftung sorgt dafür, daß die Bände aufgeschlagen liegen bleiben und man bequem darin blättern kann: ein solides, ich finde sogar unentbehrliches Werkzeug für Übersetzer.

Der Max Niemeyer Verlag bietet ausschließlich für Mitglieder der Bundessparte Übersetzer bzw. des VdÜ den großen Synonymthesaurus von **Daniel Sanders: Deutscher Sprachschatz** kurzfristig, nämlich bis zum 31. 10. 90, zur Subskription an. Subskriptionspreis 180,-. Bestellungen mit Namen und Adresse bitte ans Europäische Übersetzer-Kollegium schicken.

Daniel Sanders: Wörterbuch der deutschen Sprache. Mit Belegen von Luther bis auf die Gegenwart. 3 Bde. Leipzig (Otto Wigand) 1860 – 1865. (2. unveränd. Abdruck Leipzig (Otto Wigand) 1876; Nachdruck Hildesheim (Georg Olms in Zusammenarbeit mit dem Sansyusya Verlag, Tokio) 1969. 3 Bde., geb., 1.398,-)

Nein, die Nation hat ihm kein Gedächtnis bewahrt, dem Verfasser des größten allgemeinen Wörterbuchs der deutschen Sprache. Und die deutsche Germanistik hat es Daniel Sanders, dem Juden aus Strelitz in Mecklenburg mit seiner Dissertation in Mathematik, nicht verziehen, daß er 1852 und 1853 die ersten Lieferungen des schon damals legendären „Deutschen Wörterbuchs“ von Jacob und Wilhelm Grimm einer scharfen und peinlich genauen Kritik unterzog und das Unternehmen „in seiner ganzen Anlage und großenteils auch in seiner Ausführung durchaus verfehlt“ fand. Sie hat ihn damals mit Mißachtung gestraft und tut es mit wenigen Ausnahmen noch heute; ein Germistikstudium vergeht gemeinhin, ohne daß der Name Daniel Sanders fällt. – Bedauerlich, daß dadurch auch vielen Benutzern, zum Beispiel Übersetzern, mit dem Sanders’schen „Deutschen Sprachschatz“ und seinem „Wörterbuch der deutschen Sprache“ (das immerhin bereits elf Jahre nach Erscheinen nachgedruckt werden mußte) zwei unendlich hilfreiche und anregende Nachschlagewerke entgehen.

So heftig und möglicherweise überzogen Sanders im Ton seiner

Auseinandersetzung „Das deutsche Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, kritisch beleuchtet“ gewesen sein mag – gegen seine Argumente und Verbesserungsvorschläge, die er ein Jahr später, 1859, in seinem „Programm eines neuen Wörterbuches der deutschen Sprache“ wiederholte und erweiterte, ließ sich nichts einwenden. Dieser terrible Anti-Grimm konnte aus seinem offenbar riesigen Zettelkasten alles hieb- und stichfest beweisen. Das merkten auch die Verleger. Sie drängten Sanders, mit einem eigenen Wörterbuch herauszukommen. Knapp sieben Jahre später, 1859, erschien die erste Lieferung, 1865 war es komplett, „den gerechten Forderungen unseres Volkes und unsrer Zeit“ entsprechend, für jedermann, nicht nur für den Gelehrten: drei Bände, insgesamt 3.746 Seiten, dreispaltig aufs engste bedruckt; und es zeigte sich, daß Sanders seine Vorgänger und Konkurrenten in den beiden Generaltugenden eines Lexikographen übertroffen hatte: in der Kunst des Belegesammelns und in der Kunst der Anordnung.

1. Reichum und Auswahl der Zitate.

Mit dem Exzerpieren hat Sanders wahrscheinlich 1842 begonnen, zunächst wohl in der Hoffnung, seine Arbeit in das Wörterbuchprojekt der Grimms einzubringen, denen er mehrmals Material zugeschickt haben muß. Ein herablassender Brief Jacob Grimms vom August 1847 ist überliefert und läßt den Grund für Sanders' späteren scharfen Ton unschwer vermuten. 1907 schrieb der Sanders-Biograph in der „Allgemeinen deutschen Biographie“ „... uns, die wir heute auf die lange Leidensgeschichte des Grimmschen Wörterbuchs zurückblicken und ihr noch kein Ende absehen, überkommt doch die Klage, daß es nicht möglich gewesen oder daß es versäumt worden ist, rechtzeitig diesen einzigartigen Belegesammler als Hülfskraft dem großen Unternehmen dienstbar zu machen.“

Aus seiner riesigen Materialsammlung, die er ständig erweiterte, schöpfte Sanders für alle späteren Wörterbücher und garantierte damit deren Vielfalt. Der unangemessene Ausdruck „Hülfskraft“ allerdings zeigt sehr typisch, wie gering und mechanisch diese Tätigkeit von der Wissenschaft bewertet wurde:

Hätte nämlich Sanders nicht auch eine bemerkenswerte Sprachphantasie eingesetzt, das Wort *Gethüm* z. B. wäre wohl nicht aufgenommen worden. Das gibt es nicht? Sanders fand es bei Platen, fand bei Goethe ein *Windgethüm* und ein *Dreigetüm* (die Phorkyaden) und beschrieb nun das Wort im Hinblick auf die vielen, durchaus möglichen zukünftigen Wortbildungen. Jemand mochte z. B. „die vielköpfige, wankelbare Volksmenge ein *Vielgetüm* nennen“, einem anderen könnte ein *Schreckgetüm* oder ein *Sturmgetüm* einfallen. Und hätte Sanders nicht, ähnlich wie Luther, der „für die Übersetzung des Levetikus bei einem Fleischer in die Lehre gegangen“, die „Ausdrücke der Küche aus Kochbüchern, des Seelebens aus Werken über Schifffahrtskunde, ... überhaupt die Ausdrücke der verschiedenen Gewerbe und Handwerke, der Maschinen, der Fabriken, des Handels“ zusammengesucht, sein Wörterbuch wäre nicht ein so getreuer Spiegel des 19. Jahrhunderts geworden. Unter „Zirkel“ findet man z. B.

den *Abwägezirkel* der Uhrmacher zum Adjustieren der Räder, der Unruhe etc., den *Bauchzirkel* zum Messen bauchiger Teile; den *Bogenzirkel*, einen Scharnierzirkel, mit dessen einem Schenkel ein durch die Öffnung des andern gehender, festzuschraubender Bogen verbunden ist; den *Dickzirkel*, die Dicke von Körpern zu messen; den *Eingreif-* oder *Eingriffzirkel* der Uhrmacher, den Eingriff der Räder ins Getriebe zu messen und zu regeln (Triebmaß); den *Federzirkel*, dessen Schenkel durch eine bogenförmige stählerne Feder zusammenhängen; den *Feuerzirkel* der Schmiede, die Dimensionen der Arbeitsstücke nachzumessen; den *Haar-* oder *Mikrometerzirkel* zu Messungen ‚auf ein Haar‘; den gewöhnlichen (handlichen) *Handzirkel*; den *Höhl-*, den *Oval-* und den *Proportionalzirkel*; den *Schiffer-*, den *Schneid-*, den *Stangen-* oder *Stock-*, den *Stech-*, *Steck-*, *Stell-*, *Taster-* und *Zapfenzirkel* (alle mit Erklärungen).

2. Die Art der Anordnung als Voraussetzung für die „innere Vollständigkeit“ des Wörterbuchs.

Sanders hat, um der Vielfalt und der ungemeinen Bildsamkeit

unserer Sprache gerecht zu werden und Bedeutungen im Zusammenhang zu erhalten, einen bisher nicht gekannten und auch nach ihm nie wieder so konsequent angewandten Systematisierungsversuch unternommen: Er führte zusammengesetzte Wörter nicht im Alphabet, sondern allein unter ihrem Grundwort auf, daß heißt unter dem letzten bedeutungstragenden Bestandteil. Der Benutzer muß sich also umgewöhnen und von seinen Suchwörtern zunächst die Vorsilben *be-*, *ent-*, *emp-*, *er-*, *erz-*, *ge-*, *miß-*, *un-*, *ur-*, *ver-*, *zer-* oder Partikeln wie *ab-*, *an-*, *auf-*, *bei-*, *da-*, *ein-* usw. oder selbständige Bestimmungswörter wie *Haus-*, *Erd-*, *Himmel* abtrennen und dann erst das übriggebliebene Grundwort aufschlagen. In dem entsprechenden Artikel findet er dann die unterschiedlichen Bedeutungen und Verwendungsmöglichkeiten des Grundworts exakt aufgeschlüsselt und durchnummeriert; dann folgen die üblichen Zusammensetzungen mit diesem Grundwort, alphabetisch nach den Bestimmungswörtern geordnet, mit einer knappen Beschreibung; und am Ende des Artikels bietet eine umfassende alphabetische Liste noch einmal die ganze Palette möglicher Bestimmungswörter auf einen Blick; hinter jedem steht die Nummer, mit der man es einer der eingangs aufgezählten Bedeutungen des Grundworts zuordnen kann.

Das klingt komplizierter als es ist. Man gewöhnt sich an diese Operation, denn flektierte und deklinierte Formen eines Wortes schlägt man ja auch ganz automatisch unter der Grundform nach. Allerdings bleiben manchmal schon sehr merkwürdige Grundwörter als Ergebnis einer solchen strikten (aber dafür zweifelsfreien) Operation zurück. Zum Beispiel *Zirk*, das aus *Bezirk* gewonnen wird. Es existiert, wie man erfährt, sogar als selbständiges Nomen mit der Bedeutung *Kreis*, aber vor allem in der Zusammensetzung *Be-zirk*, „ein Kreis als Bereich, wie weit etwas sich erstreckt“ usw. Das nächste Stichwort ist *-el* (also *Zirkel*), und jetzt tritt die von Sanders angelegte und erhoffte Wirkung ein: die in *Bezirk* ursprünglich enthaltene konkrete Bedeutung ‚Zirkel‘, ‚abgemessener, abgezierter Raum‘ wird wieder aktualisiert.

Diese Maßnahme, alle Komposita nur unter ihrem Grundwort zu versammeln, stellt nicht nur so manchen hochwillkommenen etymologischen Kurzschluß her, sie spart auch Platz und eine Unmenge redundanter Beschreibung: Das Zusammengehörige steht zusammen; alle grammatischen und semantischen Eigentümlichkeiten, die das Grundwort auch in seinen Komposita beinhaltet, brauchen nur einmal, nämlich beim Grundwort, erklärt zu werden.

Und noch einen Vorteil hat dieses Ordnungsprinzip: das Wörterbuch erreicht wenigstens eine Art „innerer Vollständigkeit“, da ja die äußere illusorisch ist; denn vor der schier unbegrenzten Möglichkeit, neue Wörter durch Zusammensetzung zu bilden, muß jeder Lexikograph kapitulieren. Weil aber die Bauelemente so systematisch beschrieben und durch Verweise so vielfältig miteinander verbunden sind, kann sich der Benutzer die Bedeutung neuer Komposita selbst ableiten. Das Wörterbuch ist also aufklügste durchdacht und enthält wesentlich mehr Information als seine (ja auch nicht unbeträchtliche) räumliche Ausdehnung vermuten läßt.

3. Die mißglückte graphische Form.

Ein Stoßseufzer läßt sich dennoch nicht unterdrücken: Ein unbequemes und unlesbareres Wörterbuch als dieses inhaltlich so exquisit gemachte ist schwerlich vorstellbar. Das bemängelte schon einer der ersten Rezensenten: „Der kleine Druck, die vielen Abkürzungen, die vielen Parenthesen und Hinweisungen ... haben beim ersten Anblick etwas Zurückstossendes und Abschreckendes.“ Das Prinzip der Platzersparnis ist so weit getrieben, daß nur vor Hauptstichwörtern ein Absatz gemacht wird; sie sind auch wenigstens halbfett ausgezeichnet. Die Unterstichwörter dagegen stehen ohne jede graphische Hervorhebung mitten im Text und sind, zumal wenn sie nur aus wenigen Buchstaben bestehen wie *-el*, *ab-*, *an-*, nahezu unauffindbar. Die Beschreibung der häufigen Grundwörter zieht sich ja meist über mehrere Spalten hin; *setzen* z. B. beansprucht mit seinen vielen sorgsam differenzierten und mit Beispielen belegten Verwendungsmöglichkeiten 21 Spalten! Und es bleibt einem wenig anderes übrig, als den Artikel von Anfang an zu lesen, bis man glücklich auf das

Gesuchte stößt.

Sicherlich ist die ganz und gar benutzerunfreundliche Druckgestalt auch schuld daran, daß heutzutage kaum noch jemand dieses Wörterbuch kennt, geschweige denn besitzt. Aber man sollte wissen, daß man es in allen wissenschaftlichen Bibliotheken zu Rate ziehen kann, wenn bekanntere Wörterbücher (einschließlich des Grimm'schen!) versagen. Kein anderes dokumentiert so reich und so differenziert den Sprachschatz, speziell auch die Redewendungen und die Alltagssprache, des 18. und 19. Jahrhunderts.

Helga Pfetsch

Was ist und zu welchem Ende dient die Übersetzungskritik?

Ministatistik zu einem uralten und ewig jungen Thema

„Kritisieren heißt unterscheiden zwischen gut und schlecht.“
(MRR)

Bitte geben Sie vor der weiteren Lektüre Ihr persönliches Votum ab (zutreffendes bitte ankreuzen; Mehrfachkreuzungen möglich):
Übersetzungskritik ist

- objektiv
- informativ
- beherzigenswert
- lesenswert für die Kritisierten
- lesenswert für Buchkäufer und -leser
- ärgerlich
- Geschmackssache
- Stimmungssache

Die Übersetzung von Saul Bellows *More Die of Heartbreak* kam 1989 unter dem deutschen Titel *Mehr noch sterben an gebrochenem Herzen* heraus. Der Verlag (Kiepenheuer & Witsch) schickte mir (sehr regelmäßig und gewissenhaft) ca. 55 Rezensionen zu diesem von mir übersetzten Buch zu.

Davon nennen 25 die Übersetzerin nicht (wohl aber Seitenzahl, Preis, Verlagsnamen). Freundliche Kollegen versandten Übersetzerdisteln (z. B. an die Stuttgarter Zeitung).

15 nennen die Übersetzerin korrekt in den Titelangaben, ohne inhaltlich auf die Übersetzung einzugehen.

11 nennen die Übersetzerin und widmen der Übersetzung ein bis ca. 40 Worte. Nur, weil es so hübsch ist, das einmal untereinander zu sehen, hier eine kleine Blütenlese:

... in solider Übersetzung von ...

... Wer Saul Bellow ... schätzte, lernt erstmals bei ihm die Lange-
weile ahnen ... Das mag mit an der Übersetzerin liegen ...

... angemessene Lösungen, aber auch saloppe Ungereimtheiten ...

... hervorragend ins Deutsche übertragen ...

... wahrhaft traurig die Sprachnot der Übersetzerin ...

... beste Bellow-Übersetzung ...

... Nachvollzug solcher Nuancen ... bis ins feinste Detail ge-
glückt ...

... ein Skandal, wie sorglos, ja dilettantisch hierzulande große
Literatur übersetzt wird ...

Angeblich träumen Verleger und Buchhändler von der Plus-
Minus-Spannung, d. h. der breiten Streuung zwischen Lobpreis
und Kritik. Übersetzer(innen) auch?

Eveline Passet

Zwischen „Abfloskeln“ und wissenschaftlicher Übersetzungskritik – nichts möglich?

*Nicht objektive Nachgedanken zu einer Veranstaltung im Literari-
schen Colloquium Berlin*

Am 8. 6. 1990 lud das Literarische Colloquium Berlin (LCB) zu seiner dritten Veranstaltung zum Thema „Übersetzung“ ein, die diesmal der Übersetzungskritik gewidmet war. Karin Graf, Übersetzerin und Moderatorin der Veranstaltung, wollte „versuchen, die Voraussetzungen einer Übersetzungskritik zu erarbeiten, die sich nicht auf eine Beurteilung in den Kategorien gut/schlecht

einschränkt“. Dies gelang nicht. Die Diskussion am Tag und im engen Kreis (drei ÜbersetzerInnen, von denen einer ebenfalls Kritiker ist, drei KritikerInnen, vier LektorInnen und eine Übersetzungswissenschaftlerin) kam nicht über die Ebene eines Sondierungsgesprächs hinaus. Die Diskussion am Abend vor und mit Publikum (die meisten Anwesenden waren augenscheinlich ÜbersetzerInnen) taugte – wie sich beim nächsten Stammtisch herausstellte – offenbar nicht einmal als vertrauensbildende Maßnahme. Dennoch ist das Verdienst der Veranstaltung groß: Sie hat deutlich gemacht, daß ÜbersetzerInnen und KritikerInnen ins Gespräch kommen müssen. Und: sie hat die Bereitschaft dazu geschaffen. Das Wichtigste, der Anfang, ist also gemacht.

„Welche Forderungen stellen ÜbersetzerInnen an die Kritik?“ hatte Karin Graf in der Einladung zur LCB-Veranstaltung gefragt. Im folgenden möchte ich versuchen, eine subjektive, zweifellos nicht endgültige Antwort zu geben.*

In Vorbereitung der Veranstaltung las ich rund 40, 45 Rezensionen übersetzter Werke, und zwar ausschließlich längere und lange Rezensionen zu vier aus dem Russischen übersetzten Titeln. Was die größte Verblüffung bei mir auslöste, war die Feststellung, daß nicht nur die Arbeit der Übersetzer in der Regel unerwähnt bleibt, sondern auch die Arbeit des Autors. Inhaltsangabe, biographische Angaben zum Autor, Einbettung des Werkes in seinen historischen, politischen, gesellschaftlichen Kontext, Vergleich mit einem verwandten bekannten Schriftsteller aus der Weltliteratur und irgendwo dazwischen das „Abfloskeln“ des Autors (und vereinzelt eben auch des Übersetzers) – die Stereotypie der Besprechungen hat mich deprimiert.

Vielleicht ist es so, daß die Literatur aus den ehemaligen sog. Ostblockländern, und insbesondere die russisch-sowjetische, in den vergangenen Jahren überwiegend politisch und kaum literarisch rezipiert wurde (und noch immer wird)? – Dieser Frage wäre nachzugehen. Dennoch erlaube ich mir, aus der oben erwähnten Feststellung eine grundsätzliche Forderung abzuleiten, die erfüllt sein muß, ehe ich Forderungen bzgl. einer Übersetzungskritik an die Rezensenten überhaupt stellen kann.

Grundsatzforderung 1: Ein Literaturkritiker sollte beim Schreiben im Bewußtsein haben, daß „Kunst eine Lüge ist, die uns die Wahrheit besser begreifen läßt“ (Picasso), daß Kunst also immer etwas „Gemachtes“ (Schklowski) ist. Als Leserin von Buchbesprechungen will ich etwas über die literarische Konzeption des Schreibenden erfahren, die sich bei einem Originalwerk ausdrückt in: Sprache, Stil, Architektur, Dynamik usw. (und bei einem übersetzten Werk eben auch: in der Übersetzung).

Was ich hier bemängeln möchte, läuft auf die Forderung nach einer Kritik der Literaturkritik hinaus. Da mögen einige müde abwinken und sagen, das geschehe, sich periodisch wiederholend, seit Jahren in den einschlägigen Blättern, ohne daß sich etwas ändere. – Sollte denn die Zählebigkeit bestimmter Formen der Kritik den Kritikern als Entschuldigung hinreichen, in Existierendem zu erstarren? (Wenn dem so wäre, bräuchten wir unseren Übersetzer-Kritiker-Dialog erst gar nicht aufzunehmen: Es bliebe ja doch alles beim Alten.)

Ebenso wurde für mich anhand der untersuchten Rezensionen deutlich, daß zwei grundsätzliche Forderungen gestellt werden müssen, die die Kompetenz der Kritiker betreffen:

Grundsatzforderung 2: Hat der Kritiker das Bewußtsein von der Übersetztheit eines Werkes, so sollte er auch ein Wissen darüber besitzen, was die Eigenheiten des Übersetzens ausmacht: daß eine Übersetzung niemals dem Original gleicht, daß sie ein Vorlesen, eine Interpretation ist, daß sie stärker zeitgebunden ist als u. U. das Original usw. usf.

Grundsatzforderung 3: Dem Kritiker muß weiterhin bekannt sein, daß es verschiedene Auffassungen vom Übersetzen gibt – etwa, um nur ein Beispiel zu nennen, darüber, wie „modern“ ein alter Text übertragen werden darf.

Literaturkritiker, die diesbezgl. bereits tiefgehende Kenntnisse besitzen, mögen sich bitte nicht unter Niveau behandelt fühlen.

* Der Einfachheit halber verwende ich von nun an im Verlauf des Textes die sprachliche männliche Form auch dann, wenn ich Übersetzer und Übersetzerinnen, Kritiker und Kritikerinnen meine.

Ich denke, die LCB-Tagung hat gezeigt, daß manche Kritiker mit diesen Fragen bisher nicht konfrontiert wurden und ein Nachholbedürfnis an Information besteht.

Hier sind wir Übersetzer gefragt. Gäbe es nicht die Möglichkeit, mit Unterstützung der Bertelsmann-Stiftung, Einführungs- und/oder Fortbildungsseminare für Kritiker in Straelen abzuhalten? Könnten nicht wir Übersetzer ebenfalls auf lokaler Ebene aktiv werden? Zum Beispiel, indem wir zu einem unserer Stammische, der dem Thema „Übersetzungskritik“ gewidmet wäre, ortsansässige Rezensenten einluden?

Erst wenn diese drei grundsätzlichen Forderungen erfüllt sind, kann ich meine eigentlichen Forderungen bezüglich einer Übersetzungskritik stellen.

Forderung 1: Ich erwarte von einem Rezensenten eine Formulierung seiner Sätze, die klar macht, daß das besprochene Buch ihm in der *Übersetzung* vorlag. Ich wende mich also gegen Sätze wie diesen: „Der Autor verfügt über eine höchst lakonische Sprache. Er schreibt nahezu ausschließlich in Hauptsätzen.“ – Woher nimmt der Rezensent die Gewißheit, daß der *Autor* nahezu ausschließlich in Hauptsätzen schreibt? (Im vorliegenden Fall schrieb der Autor ebenso in Gerundium- und Partizipialsätzen, also in Nebensatzformen, die es im Deutschen faktisch nicht gibt. Um die konjunktionsfreie – und gerade auch deshalb lakonische – Sprache des Autors ins Deutsche hinüberzusetzen, mußte die Übersetzerin karger schreiben als der Autor und nahezu ausschließlich mit Hauptsätzen operieren.)

Forderung 2: Ich fordere von einem Kritiker, der aus Platzgründen gezwungen wird, den Übersetzer „abzufloskeln“ (um noch einmal das geflügelte Wort des Tages, Urheber: Klaus Modick, zu verwenden), daß er dies gekonnt macht – nicht mit den bekannten abgeschmackten Attributen und Wendungen, von denen einige ohnehin eher beleidigend sind. Nicht nur für den Übersetzer, sondern auch für den Autor: Wer, außer Deutschaufsatz-Schülern kann noch glücklich sein, zu erfahren, daß sein Text „flüssig“ geschrieben sei? Es geht auch so: „Obgleich ich keines Wortes der russischen Sprache mächtig bin, vermittelt mir das lapidare Sprechen und der pointierte Stil (des Übersetzers) diese besondere Spielart des schwarzen Humors, die (dem Autor) nachgerühmt wird.“ (Was mir an diesem Satz, aus dem ich die Namen herausgenommen habe, darüber hinaus gefällt, ist die Offenlegung der Position, aus der heraus der Kritiker sich äußert.)

Forderung 3: Ich erwarte, daß ein Kritiker den Text danach befragt, welche Grundentscheidungen ich als Übersetzerin getroffen habe – beispielsweise was die „Modernität“ eines alten Textes betrifft oder den Umgang mit Slang, mit Dialektismen und anderen „Unübersetzbarkeiten“. Eine Beurteilung mit den Kategorien gut/schlecht darf der Rezentent nur dann vornehmen, wenn er mich an meinen eigenen Prämissen mißt. Teilt er dagegen nicht meinen Übersetzungsansatz, so hat er *dies* zu äußern und ggf. zu begründen, warum er einen anderen Übersetzungsansatz für angemessener hielte.

Forderung 4: Weiterhin erwarte ich, daß ein Kritiker mein Schaffen als eine Kunst anerkennt, die zwar in der dienenden Abhängigkeit vom Autor ausgeübt wird, aber im Umgang mit der deutschen Sprache doch autonom ist. D. h.: Der Kritiker möchte mir den kreativen Umgang mit der deutschen Sprache zugestehen, der von einem deutschsprachigen Schriftsteller gemeinhin gefordert wird. Eine Übersetzung, so lautet meine – sicherlich bestreitbare – These, kann zwar gut sein, wenn sie sich sklavisch an den von der DUDEN-Redaktion sanktionierten Sprachgebrauch hält, verspricht jedoch interessanter zu sein, wenn sie versucht, die deutsche Sprache an ihren Grenzen oder sogar in Neuland zu treiben. (Wie viele Freiheiten sich hier ein Übersetzer nehmen darf, hängt selbstverständlich von dem zu übersetzenden Werk ab.) – Ich gebe zu, es gehört Geduld und Übung und auch ein Stück Intuition dazu, herauszufinden, ob ein Übersetzer, der eine einzelne Person sagen läßt: „Wir mit E. sagten einander du“, dies absichtlich so formuliert hat, oder ob er ungekonnt an der Ausgangssprache klebt und/oder des Deutschen nicht mächtig ist, ob er also eigentlich meint: „E. und ich duzten uns.“ In der Regel bekommt man aber im Laufe der Lektüre eines Buches ein

Gespür dafür, ob dies Ungereimtheiten sind oder Absicht ist. Ggf., so würde ich mir wünschen, könnte mich der Kritiker, sofern er unschlüssig ist, anrufen und befragen.

Forderung 5: Ebenso stelle ich die Behauptung auf, daß allein anhand des deutschen Textes sich mit Gespür und Intuition herausfinden läßt, ob bestimmte Sprach- und Stileigenheiten bewußt kalkuliert sind – dann treten sie in der Regel mit einer bestimmten Gesetzmäßigkeit auf –, oder ob sie Ungeschicktheiten, unbeachtete Ticks, Holprigkeiten usw. des Übersetzers darstellen. Die Übersetzungswissenschaftlerin, auf die während der LCB-Tagung bedauerlicherweise so reagiert wurde, als habe Kritikern, Übersetzern und Lektoren die Wissenschaft nichts zu sagen, nannte dies so: den Text nach seiner „inneren Kohärenz“ befragen. – Im Zweifelsfall läßt sich, wie gesagt, der Übersetzer danach befragen.

Die hier nun zum zweiten Mal gemachte Aufforderung an die Rezensenten, bei Unklarheiten die Übersetzer selbst zu befragen, verstehe ich zugleich als Aufforderung an uns Übersetzer, den Kritikern zur Auskunft bereitzustehen.

Forderung 6: Ähnlich den vorherigen beiden ist meine Forderung Nummer sechs, die im Laufe der LCB-Tagung wie der abendlichen Diskussion mehrfach auch von Kollegen geäußert wurde: Die Kritiker mögen doch bitte mit der „Erbsenzählerei“ (so das Wort des Tages) aufhören. – Wenn es da in einer Rezension z. B. heißt: „... (sieht man von einigen kleinen Schnitzern ab) überzeugend übersetzt“, so erfahre ich hier als Leserin der Besprechung, daß 1) der Kritiker offenbar an Schule oder Universität fleißig Vokabeln gelernt hat und 2) er selbstdarstellungssüchtig ist. Welcherart dagegen die „kleinen Schnitzer“ sind, bleibt mir vorbehalten. Inhaltlich ist dieser Satz im Grunde eine Nullaussage, und für wen nun eigentlich er peinlich ist, bleibt dahingestellt.

Ich möchte hier eine, vielleicht für manche provokante, These zur Diskussion stellen: Ein einziger Vokabelfehler kann natürlich einen ganzen Text verhunzen, einen anderen Text aber verhunzen noch zwei Dutzend Vokabelfehler nicht. Das ist in erster Linie und ganz entscheidend vom Original abhängig, aber ebenso von der „Einbettung“ der Fehler in den übersetzten Text. – Ein Beispiel: In einer Übersetzung fand ich einmal *pièce montée* von der Übersetzerin unverstanden. Nicht die Hochzeitstorte wurde bei ihr schon Tage vor der Trauung hergerichtet, sondern die Zimmer. Dieses Detail schadete weder dem konkreten Textzusammenhang, noch der gemachten Aussage, denn die Torte war nur eine von zahllosen Vorbereitungen, die getroffen wurden. Man könnte fast sagen: Im Gegenteil. Da in den Zimmern im folgenden noch einiges geschieht, bettet sich der Fehler geschmeidig in den deutschen Text ein.

Forderung 7: Weiterhin erwarte ich von einem Rezensenten, daß er, sollte er Kritik üben müssen, den Lektor nicht aus seiner Verantwortung entläßt. Ich kenne keine Übersetzung – und ich habe eine ganze Reihe russische und französische Bücher mit ihrer Übersetzung verglichen –, die fehlerlos wäre. Ich denke, wir sollten uns auch Fehler zugestehen, wie jedem Menschen, ob Autor oder Schreiner, Rezensent oder Übersetzer. Und meiner Auffassung nach sind die Lektoren dafür da, diese Fehler zu finden. Wenn im Deutschen eine Concierge die „Karos“ ihrer Pförtnerloge putzt, dann sollte der Lektor, auch ohne Französisch zu können, stutzig werden und beim Übersetzer nachfragen, was mit diesen „Karos“ gemeint ist (*les carreaux*, in diesem Fall Scheiben, könnten noch Fliesen oder Kacheln sein... aber Karos, die man putzt?).

Hier wäre im Grunde eine Nebenforderung zu stellen: Die Lektoren sollten wieder lektorieren. Daß es nicht oder kaum geschieht, sollten die Rezensenten monieren, statt auf die Übersetzer einzuschlagen. (Im übrigen: Seien wir doch voreinander ehrlich, und behaupten nicht, der Übersetzer habe immer das letzte Wort. Nicht selten haben Lektor und, sofern es ihn gibt, Herausgeber ein gehöriges Wörtchen mitzureden.)

Forderung 8: Schließlich wünschte ich mir, daß die Literaturkritik ein klein wenig nachsichtiger wäre und bestimmte außerliterarische Bedingungen des Übersetzers, wie etwa die nach unsinnigen Kriterien gestaffelte Honorierung und den Zeitdruck, nicht vergäbe. Nicht um Fehler zu entschuldigen, nein! Ich möchte hier

keinen Freibrief verlangen. Ich wünschte mir nur ein bißchen mehr Nachsichtigkeit – so wie man uns um Verständnis bittet, daß in Zeitungsredaktionen willkürlich Überschriften über Artikel gesetzt oder Sätze und Absätze gestrichen werden, was im ungünstigsten Fall die Übersetzer trifft, daß Kritiker ebenso zu niedrigen Honoraren und unter großem zeitlichem Druck ihre Besprechungen abfassen, daß Lektoren unter chronischer Arbeitsüberlastung leiden, weil auch Verlage den Marktgesetzen unterworfen sind.

Forderung 9: Meine neunte Forderung ist eher ein Wunsch. Es wäre erfreulich, wenn Kritiker sich nicht nur über den Autor und sein Werk kundig machten, sondern auch über den Übersetzer. Das ist zweifellos nicht bei jedem Werk nötig, wäre für manches jedoch sogar bereichernd. – Daß Barbara von Bechtolsheim hierin für den Deutschlandfunk einen Anfang machen will – sie plant eine Gesprächsreihe mit Übersetzern –, ist ein erster Schritt, auf den ich mit Neugier warte.

Dieser Wunsch berührt, wie mir scheint, bis zu einem gewissen Grad einen während der LCB-Veranstaltung gemachten Vorschlag, der darin besteht, dem Übersetzer Raum für ein Nachwort zu geben. Darauf wurde leider von Lektorensseite mit kategorischer Ablehnung reagiert: Nachworte, Vorworte, das maure ein Buch ein, das diktiere dem Leser „wie bei den DDR-Nachworten“, wie er das Buch zu lesen habe. – Bitte, streiten wir uns doch nicht unter Niveau.

Und warum muß alles so kategorisch sein? Wie wäre es, wenn für das Buch ein Nachwort (sei es vom Übersetzer oder auch einem Kenner oder Liebhaber des Autors verfaßt) eine Bereicherung wäre, während es für andere in der Tat eine „Einmauerung“ darstellte?

Forderung 10: Sofern Platz, Zeit, Sprachkenntnis usw. ausreichen und sofern dies für das Verständnis des Buches als ein Produkt, das im Spannungsverhältnis von Ausgangs- und Zielkultur steht, bereichernd erscheint, würde ich mir wünschen, an den Kritiker die Forderung stellen zu können, daß er einen Übersetzungsvergleich vornehme.

Jedoch sind die von mir erhobenen Forderungen alle erfüllbar, ohne daß der Rezensent das Original kennt oder gar einen minutiösen Übersetzungsvergleich anstellt. Darin sind wir Übersetzer (so zeigten mir die aus dem Publikum kommenden Äußerungen der Abendveranstaltung im LCB ebenso wie das wenig später folgende „Berliner Stammtisch“-Gespräch) uns offensichtlich einig. Anders scheinen dies die Kritiker zu sehen. Deshalb möchte ich den Vorschlag machen, ein Seminar für Kritiker und Übersetzer zu veranstalten – sei es in Straelen, im LCB oder andernorts auf lokaler Ebene –, in dem die Übersetzer den Kritikern anhand konkreter Textvorlagen zeigen, wie ein Text *auf deutsch* übersetzungskritisch gelesen werden kann.

Bei einer solchen Lektüre bleiben viele Zweifelsfälle offen, selbstverständlich. Doch, wie gesagt, warum sollte ein Rezensent in einem solchen Fall nicht den Übersetzer anrufen oder ihm schreiben? (Wie schön wäre es gewesen, wenn *zunächst* der im ÜBERSETZER Nr. 3/4, 1986 dokumentierte Briefwechsel zwischen Burkhard Kroeber und seinem Rezensenten Jürgen v. Stackelberg stattgefunden hätte und Herr v. Stackelberg alsdann eine Besprechung von Ecos „Der Name der Rose“ publiziert hätte: Wie spannend hätte die Rezension werden können!)

Was ich von der (Literatur-) Kritik nicht fordere, ist eine *profunde* Übersetzungskritik. Ich wünsche sie mir, selbstverständlich, Doch meine ich, daß sie im Feuilleton von Tages- und Wochenzeitschriften bzw. -zeitschriften nur im Ausnahmefall Platz hat – und überhaupt nur im Ausnahmefall sinnvoll ist –, und für das Feuilleton arbeiten schließlich in der Regel die Literaturkritiker. Eine profunde Übersetzungskritik müßte in der Tat von der Literaturkritik abgekoppelt werden. Doch dies wäre Diskussionsthema einer anderen Veranstaltung mit anderen (Podiums-) Teilnehmern. Wenn sich etwas auf den Feuilletonseiten ändern ließe und darüber hinaus die eine oder andere Literaturzeitschrift ihre Seiten für Übersetzungskritik zur Verfügung stellte, würden wir Übersetzer – ich glaube, hier kann ich für andere mitsprechen –

uns ohne jeden Zweifel freuen. Wenn wir aber von den Feuilletonseiten der Publikumszeitschriften und -zeitschriften gänzlich verschwänden und in Literaturzeitschriften abgeschoben würden, deren Leserschaft in der Bundesrepublik bekanntermaßen eine *quantité négligeable* ist, so müßte ich vermuten, die alltägliche Literaturkritik habe ihr Unbehagen uns gegenüber weitergeschoben an andere, die sich fortan damit abplagen sollen.

Vielleicht mag es in den Ohren der Kritiker allzu bescheiden klingen, wenn wir Übersetzer – wie es an diesem Tag und am Abend im LCB der Fall war – sagen: Was wir zunächst einmal fordern, ist eine Abfassung der Kritiken, die deutlich macht, daß es sich bei dem besprochenen Werk um eine Übersetzung handelt. Doch: warum sollen wir nur das Utopische fordern, wenn nicht einmal das längst Realisierbare verwirklicht ist? Warum sollten wir nicht das Allereinfachste ebenso wie das Utopische und alles andere dazwischen zugleich fordern? Und warum sollten wir nicht den Kritikern zugestehen, sich unterschiedlich intensiv mit unseren Übersetzungen zu befassen – dem Buch gemäß, der Übersetzung gemäß; dem Autor gemäß, dem Übersetzer gemäß?

Was uns Übersetzer betrifft, so sollten wir die Kritiker nicht nur kritisieren und Forderungskataloge erstellen, sondern wir sollten ihnen helfen, uns dabei zu helfen, in den Lesern dafür ein Bewußtsein zu erzeugen, daß sie es mit einer Übersetzung zu tun haben und was dies impliziert. Seminare oder Gesprächsabende wie die oben angeregten und andere, deren Gestaltung noch zu entwickeln wäre, sind *ein* Weg. Ein anderer ist es, auf Rezensionen zu reagieren. Und zwar nicht nur, wenn man selber der Betroffene ist, wie bei der oben erwähnten Auseinandersetzung Stackelberg/Kroeber, und nicht nur, wenn es darum geht, sich oder andere gegen ungerechtfertigte Anwürfe zu verteidigen, sondern immer dann, wenn man etwas zu der Besprechung zu sagen hat. Das ist, ich gebe es zu, zeitaufwendig. Aber auf lange Sicht lohnte es sich – und würde wieder überflüssig. Zudem sollten wir selbst den Kontakt zu unserem (und unseres Autors) Leser suchen und auf diese Weise unsere Existenz mehr in sein Bewußtsein rücken. Lesungen sind hier ein Weg: in Buchhandlungen, in Bibliotheken, in Schulen... (Lesungen brauchen keine ehrenamtliche Aufklärungsarbeit im eigenen Interesse darzustellen: für sie wird Honorar gezahlt.) Auch könnten diejenigen Übersetzer, die ohnehin in Nachbardbereichen des Übersetzens tätig sind (Journalismus, Essay...), sich stärker bemühen, selber Literaturkritiken übersetzter Werke zu schreiben (– und dabei den Aspekt der Übersetzung stärker berücksichtigen, denn *uvy*, oder *hélas*, unter den von mir jetzt noch einmal gesichteten Rezensionen fand ich solche, die von Übersetzerkollegen abgefaßt und in Sachen Übersetzungskritik um keinen Deut wertvoller als der Durchschnitt waren). Und vielleicht gelänge es ja auch, von Zeit zu Zeit und da und dort und mit der Zeit immer häufiger einen Artikel übers Übersetzen in den Feuilletons unterzubringen? Wenn ich die Zeitungen so durchschaue, scheint ja ein Anfang schon gemacht. Es gibt noch eine Reihe weiterer Möglichkeiten, an die Öffentlichkeit zu gehen. Sie hängen weitgehend vom eigenen Temperament ab, auch vom eigenen Lebensumfeld und davon, welche Art, falls überhaupt, von Zweit- und gar Drittberuf man hat. Irgendwann einmal hieß es, der Phantasie seien keine Grenzen gesetzt; wir sollten es ausprobieren.

Forderungen zur Lage der Literatur-Übersetzer/innen

Wir dokumentieren hier eine **Initiative der Fachgruppe Literatur im Ortsverein Freiburg der IG Medien**, die dem Hauptvorstand der IG Medien am 27. 6. 1990 die unten abgedruckte Entschließung ihrer Mitgliederversammlung zugeleitet hat.

Jürgen Peter Krause hat dazu die folgende Vorbemerkung geschrieben. Red.

Mit seinem Beitrag in *Publizistik & Kunst* im Mai hat Josef Winiger sicher vielen von uns aus dem Herzen gesprochen. Dadurch angestoßen, haben Vertreter der Freiburger Fachgruppe Literatur eine Resolution in die Mitgliederversammlung des Freiburger Ortsvereins der IG Medien eingebracht. Wenn sich in der Resolution einige Zahlen von Josefs unterscheiden, so liegt das daran, daß bei seinem Beispiel von einem verhältnismäßig leicht zu übersetzenden Roman ausgegangen ist, während man in Freiburg Erfahrungen mit etwas schwierigeren Texten nicht ganz unter den Tisch fallen lassen wollte; dies soll aber nicht als Widerspruch zu Josefs Artikel verstanden werden. Hoffentlich regt diese Entschließung zu einer weitergehenden, manche Vorschläge vielleicht noch klarer herausarbeitenden Diskussion – und letztlich Aktion – innerhalb nicht nur der Bundessparte, sondern auch der Gesamtgewerkschaft an.

Vielleicht greifen manche Kolleginnen und Kollegen auch die Anregung auf, sich ihrerseits an den Ortsverein, Bezirk oder Landesbezirk der IG Medien in ihrer Nähe zu wenden, die Lage der Literatur-Übersetzer/innen zu veranschaulichen und konkrete Forderungen einzubringen, damit die Gewerkschaftsspitze (Hauptvorstand) auch von anderen Seiten als der Bundessparte entsprechend aktivierende Beschlüsse auf den Tisch bekommt. Es darf nicht bei einem einmaligen Aufschrei in der Gewerkschaftszeitung bleiben, wenn sich an unserer Lage endlich etwas ändern soll!

Entschließung der Mitgliederversammlung zur Verbesserung der Lage der Literatur-Übersetzer/innen

Nach ausführlicher Diskussion zur Lage der übersetzenden Kolleginnen und Kollegen fordern wir Hauptvorstand, Landesbezirksvorstand und Bezirksvorstand Südbaden nachdrücklich auf, sich umgehend und mit aller Kraft auf gewerkschaftlicher, politischer, kultur- und tarifpolitischer Ebene dafür einzusetzen, daß den Literatur-Übersetzer(innen) ein menschenwürdiges Leben zumindest in einem Rahmen ermöglicht wird, wie er für die Mehrheit der übrigen Gewerkschaftskolleginnen und -kollegen inzwischen eine Selbstverständlichkeit ist. Da dies vermutlich kein schneller Prozeß sein wird, bitten wir den Hauptvorstand, uns zunächst über den derzeitigen Stand seiner Bemühungen zu unterrichten und uns dann in halbjährlichem Abstand über den Fortgang der Bemühungen auf dem laufenden zu halten. Ohne unsere tatkräftige Solidarität, ohne massiven Druck auf die Verlegerseite und intensive politische Initiativen unsererseits werden die in der IG Medien organisierten Übersetzerinnen und Übersetzer als Gruppe allein ihre Lage kaum verbessern können, das hat die Erfahrung der vergangenen Jahre gezeigt.

Begründung

Während die Literatur-Übersetzer/innen in der DDR bislang ihr finanzielles Auskommen hatten, kündigt sich jetzt eine drastische Verschlechterung ihrer Situation auf das bundesdeutsche Niveau an. Der letzten Umfrage unter Kolleg(inn)en zufolge verdienen die Übersetzer/innen von Büchern in der Bundesrepublik durchschnittlich etwa fünf (!) DM pro Stunde – je nach Schwere des zu übersetzenden Textes und Rechercheaufwand bisweilen auch weniger, selten mehr. Ihre Bezahlung müßte *viernmal* so hoch wie bisher sein, um sich auch nur annähernd mit der Entlohnung eines durchschnittlichen Industriearbeiters vergleichen zu lassen; dabei geht es in vielen Fällen um Übersetzungen, die eine ganz besonders *qualifizierte* Arbeit verlangen. Tatsächlich ist es so, daß in „diesem unseren Lande“ die Veröffentlichung übersetzter Bücher nur deshalb möglich ist, weil die Übersetzer/innen bei nahezu jedem dieser Bücher ca. 3/4 der Übersetzungskosten aus eigener Tasche zahlen! (Das heißt, sie subventionieren ihre Übersetzertätigkeit durch den Verdienst aus einer zusätzlichen Arbeitsstelle oder lassen sich für ihre Tätigkeit notgedrungen vom Ehepartner oder von der Lebensgefährtin aushalten; manche „leben“ auch – solange die Bank mitspielt – von der Überziehung des Überziehungskredits!) Hinzukommt, daß sie im Falle von Arbeitslosigkeit in keiner Weise abgesichert sind und weder bezahlten Urlaub, Feiertage, noch Weihnachtsgeld oder gar ein 13. Monatsgehalt kennen. (vgl. auch den Beitrag des Kollegen Winiger in *Publizistik & Kunst*, 5/1990, S. 24 – 26)

Es ist gut und richtig, daß wir bei den jüngsten Tarifverhandlungen die 35-Stunden-Woche und rund zehn Prozent mehr Lohn und Gehalt gefordert haben; unseren übersetzenden Kolleginnen und Kollegen muß das allerdings wie Hohn in den Ohren klingen, ist bei ihnen doch eine 60-Stunden-Woche die Regel, wenn sie sich auch nur einigermaßen über Wasser halten wollen (vom Ernähren einer Familie ganz zu schweigen).

Während die Verlage jährlich steigende Druck- und Papierkosten einkalkulieren, stagniert die Bezahlung der Übersetzer/innen ganz erbärmlich, weil sie keine machtvolle Lobby haben. Wenn wir aber eine Kulturnation sein und an Europa und der kulturellen Entwicklung anderer Länder teilhaben wollen, können wir auf qualifizierte Übersetzungen von Sach-, Fach- und Kinderbüchern, von Romanen und Gedichten usw. nicht verzichten, müssen sie vielmehr fördern.

Ideen und Aktionsvorschläge

An Ideen – auch wenn sie vielleicht nicht bis ins Letzte ausgereift sind – mangelt es nicht. Denkbar ist, daß aufgrund solidarischen gewerkschaftlichen Drucks endlich gerechtere Übersetzungshonorare in die Buchkalkulation der Verlage eingehen. Sollten sich die Verlage nur bedingt davon überzeugen lassen, daß es nicht mehr als recht und billig ist, wenn sie den Hungerleidern des Kulturbetriebs auch ein bißchen von ihrem Gewinn abgeben, lassen sich bei halbwegs gutem Willen auf Politiker- und Verlegerseite zusätzlich noch andere Möglichkeiten finden:

1. Beispiel „Übersetzerpfennig“: Der Verlag schlägt, begleitet von einer um Verständnis werbenden Anzeigenkampagne, auf *jedes* Buch zwischen 50 Pfennig und zwei Mark auf, die voll und ganz den Übersetzerhonoraren zugute kommen (also ohne Abzüge für Verlagskosten, Buchhandel etc.). So ließen sich die jetzigen Übersetzerhonorare ohne Einbußen für die Verlage auf ein halbwegs menschenwürdiges Maß anheben (heißt im Vergleich zum derzeitigen Niveau: vervierfachen). Außerdem müßte eine weitere Angleichung der Honorare an die jährlich steigenden Lebenshaltungskosten sichergestellt werden.
2. Beispiel „Shakespeare- oder Goethegroschen“: Die Verlage werden per Gesetz dazu verpflichtet, Abgaben auch für Werke von Autoren zu leisten, die schon mehr als 70 Jahre tot sind. Dieses Geld wandert in einen Topf (Stiftung?), mit dessen Hilfe Übersetzerhonorare angehoben werden (nicht aber, wie schon heute in manchen Fällen üblich, die Verlage subventioniert werden, die davon dann keine müde Mark an die Übersetzer/innen weitergeben). Ein solches Vorgehen könnte indirekt gerade auch Kleinverlagen zugute kommen, die sich auf diese Weise qualifizierte Übersetzer/innen „leisten“ könnten.
3. Verlage, Kopierläden usw. werden zu drastisch höheren Abgaben an die VG Wort verpflichtet, die diese Gelder dann ungekürzt an Autor(inn)en und Übersetzer(innen) ausschüttet.
4. Zusätzlich zu einem höheren Grundhonorar werden die Verlage dazu verpflichtet, die Übersetzer/innen auch am Umsatz ihrer Werke zu beteiligen. Oder: Die Verlage werden per Gesetz dazu gebracht, einen erklecklichen Anteil aus den Gewinnen von Bestseller-Übersetzungen an alle Übersetzer/innen des Verlags auszuschütten.

Wenn diese Ideen (und vielleicht haben im Arbeitskampf erfahrene Kolleginnen und Kollegen noch weitere Vorschläge) durchgesetzt würden, wären wir als IG Medien einen wirklichen Schritt weiter. Schließlich ist es nicht gut, wenn innerhalb einer Gewerkschaft die Einkommensschere soweit auseinanderklafft, daß manche Kolleginnen und Kollegen von ihrer Arbeit nicht leben können.

Ein Druckerkollege hat spontan den Vorschlag gemacht, künftig bei Tarifverhandlungen in der Druckindustrie die Lohn- und Gehaltsforderungen so zu stellen, daß sie den notleidenden übersetzenden Kolleginnen und Kollegen zugute kommen, also z. B. zu verhandeln, daß man bereit ist, um einen bestimmten Prozentsatz von den Forderungen herunterzugehen, wenn gleichzeitig die Bezahlung der Buch-Übersetzer/innen drastisch erhöht wird. Auch dieser Vorschlag sollte in unsere Überlegungen einbezogen werden.

Grundsätzliches Ziel muß es sein, für die Literatur-Übersetzer/innen eine Anerkennung ihres arbeitnehmerähnlichen Status durchzusetzen und die Verlegerseite zur Unterzeichnung eines Tarifvertrages zu bewegen (was sie bisher strikt ablehnt, ja sich derzeit offenbar nicht einmal bereit findet, über einen neuen - unverbindlichen - Normvertrag zu verhandeln). Da die als „Heimarbeiter“ tätigen Übersetzer/innen allerdings kaum Möglichkeit haben, etwa durch Streik Druck auf die Verlegerseite auszuüben, sind sie auf die tatkräftige Solidarität der Kolleginnen und Kollegen aus den anderen Fachgruppen angewiesen. Die Zeit drängt. Die Übersetzer/innen können so einfach nicht weiterleben!

Gerhard Gerner
für den Ortsverein Freiburg

Preise für Übersetzer

Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 1990

Der Stiftungsrat für den Friedenspreis hat am 20. April **Karl Dedecius** zum diesjährigen Träger des Friedenspreises gewählt.

Er würdigt mit dieser Auszeichnung ein Lebenswerk, das dem Verstehen von Literatur und der Verständigung zwischen Völkern gewidmet ist. Mit zahlreichen Übersetzungen aus slawischen Sprachen, mit Arbeiten zur Theorie des Übersetzens und mit der Gründung des Deutschen Polen-Instituts hat Karl Dedecius dazu beigetragen, Sprach- und Verständigungsgrenzen zu überwinden und dem literarischen Leben neue Impulse zu geben. Er hat wesentliche Zeugnisse der Literatur unserer östlichen Nachbarn im Deutschen heimisch gemacht. Damit steht er in der Tradition großer deutscher Übersetzungen und Übersetzer. Der Stiftungsrat ehrt in Karl Dedecius zugleich die Übersetzer als Anreger, Vermittler und Partner des literarischen Austauschs - ohne ihre Arbeit sind Verstehen, Verständigung und Frieden unter den Völkern nicht möglich.

Der Preis wird am Sonntag, dem 7. Oktober 1990, in der Paulskirche zu Frankfurt am Main überreicht werden.

aus: *Börsenblatt*, 27. 4. 90

Paul Celan-Preis 1990

Die Fachkommission des Deutschen Literaturfonds hat die deutschsprachige Ausgabe der *CAHIERS/HEFTE* von **PAUL VALERY** mit dem Paul Celan-Preis 1990 ausgezeichnet.

In ihrer Radikalität und Vielschichtigkeit fordern Valérys „Notizen“ zur intellektuellen und künstlerischen Auseinandersetzung mit Begriffs- und Sprachkritik, mit Erkenntnistheorie und Bewußtseinsanalyse, mit Philosophie und Religionskritik heraus.

Die Übertragung dieses Vermächtnisses eines universalen Denkers hat höchste Anforderungen an die translatorische und editorische Genauigkeit der Herausgeber und Übersetzer **Markus Jakob, Hartmut Köhler, Max Looser, Christine Mäder-Viragh, Corona Schmiele, Jürgen Schmidt-Radefeld, Erika Tophoven-Schöningh** und **Karin Wais** gestellt.

Der Paul Celan-Preis, der für Übersetzungen aus dem Französischen vergeben wird und mit DM 20.000 dotiert ist, wird während der Frankfurter Buchmesse Anfang Oktober 1990 verliehen.

aus: *Pressemitteilung der Deutschen Literaturfonds e. V.*
vom 6. 7. 90

Wir gratulieren herzlich!

Last but not least...

Die Fachgruppe Literatur im Ortsverein Freiburg der IG Medien bietet interessierten Kolleginnen und Kollegen folgende Übersetzer-Werkstattheft aus der DDR an:

- *Werkstattheft 79*: u. a. mit den Beiträgen „Trifonow deutsch - Veredung einer Übersetzungskritik“, „Von der inneren Richtigkeit“, „Der Übersetzer als Sprachschöpfer“
- *Werkstattheft 88*: u. a. „Über Grenzen und Möglichkeiten des Übersetzens“, „Zu den Übersetzungen der Majokowski-Stücke“, „Vom Text abweichen oder Was heißt ‚So frei wie nötig?‘“, „Über Probleme der Nachdichtung nach Interlinearversionen“, „Aus dem Isländischen übersetzt...“
- *Werkstattheft 89*: „Russisch-deutscher Lückenfüller - nebst Tückerfällen, Bibelstellen und einem Weidmannsblatt“ (ein Leckerbissen für Übersetzer/innen aus dem Russischen!)

Gegen eine Briefmarkenspende für die Fachgruppenarbeit und für Porto und Verpackung können sie bestellt werden bei: Jürgen Krause, Kartäuserstraße 25, 7800 Freiburg oder über: IG Medien, Fachgruppe Literatur, Hebelstraße 10, 7800 Freiburg.

*

An der Universität Hannover ist 1989 in 2., von Marlis Hellinger und Marion Kremer überarbeiteter Fassung die Broschüre „Empfehlungen zur Vermeidung von sexistischem Sprachgebrauch in öffentlicher Sprache“ erschienen. Auf 17 Seiten werden in ihr Varianten sexistischen Sprachgebrauchs und Alternativen gegenübergestellt, kommentiert und mit Textbeispielen belegt.

Kolleginnen und Kollegen, die an einem Erwerb interessiert sind, können sich wenden an: Prof. Dr. Marlis Hellinger, Englisch Seminar, Universität Hannover, Welfengarten 1, 3000 Hannover 1 oder an: Brigitte Stein, Oettingenstraße 66, 8000 München 22.

*

Ü WIE ÜBERSETZEN...

Im Mai dieses Jahres ist sie erschienen, die 1. Ausgabe der brandneuen Zeitschrift unserer österreichischen Kollegen von der **ÜBERSETZERGEMEINSCHAFT**, deren Ziel es ist, „über alle Belange und die verschiedenen Bereiche literarischen (und wissenschaftlichen) Übersetzens zu informieren und ein Forum für den Gedanken- und Meinungs austausch zwischen Übersetzenden und einem interessierten Publikum zu bieten“, wie es im Impressum heißt. Als Erscheinungsweise ist viermal jährlich angekündigt. Der Bezug kann erfolgen bei der **ÜBERSETZERGEMEINSCHAFT - Interessengemeinschaft von Übersetzerinnen und Übersetzern literarischer und wissenschaftlicher Werke**, Schöffelgasse 12-14/3/3, A-1180 Wien.

Berichtigung

Im Heft 3/4 1990 des Übersetzters hat sich in den Aufsatz von Thomas Reschke „Russisch übersetzen - was für ein Abenteuer!“ leider ein Fehler eingeschlichen.

Richtig muß es heißen: „Im Europäischen Übersetzerkollegium Straelen gab es, von der Öffentlichkeit unbemerkt, im März 1989 eine kleine Sensation: ...“

Wir bitten um Entschuldigung

Red.

DER ÜBERSETZER erscheint zweimonatlich. Einzelpreis DM 3,- zuzüglich Versandkosten. Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V. (VDÜ) und Bundessparte Übersetzer des VS in der IG Medien. Verlag: IG Medien. Verantwortlich: Klaus Birkenhauer, Soatpad 18, 4172 Straelen 1. Redaktion: Silvia Morawetz, Turnerstraße 31, 6900 Heidelberg; Holger Fliessbach, Rieperdinger Straße 11, 8018 Grafing bei München; Denis Scheck, Südwall 18, 4172 Straelen. Herstellung: Lothar Letsche. Postgirokonto für die Zeitschrift DER ÜBERSETZER: Stuttgart Nr. 932 68-704 (Bankleitzahl 600 100 70). Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe. - Druck: W. E. Weinmann Druckerei GmbH, 7024 Filderstadt (Bonlanden). 7-8/90